

Eltern werden bekräftigt, zu Hause mit den Kindern in der Muttersprache zu sprechen. Deutsch, Englisch und Französisch sollen die Kinder in der Schule lernen, wenn ihre Eltern nicht über genügend Sprachkenntnisse verfügen.

Chance statt Hindernis: Die Erstsprache als Ressource

ENGLISCH

SCHWEIZER
DEUTSCH

DEUTSCH

An Schweizer Schulen haben immer mehr Kinder einen Migrationshintergrund. Die daraus resultierende Sprachenvielfalt nehmen Lehrpersonen vor allem als Herausforderung wahr – sie können sie aber auch als Ressource nutzen. Wie das geht, zeigt das an der Pädagogischen Hochschule FHNW entwickelte Projekt Melifa.

Von Virginia Nolan (Text), Simon Ziffermayer (Fotos)

An der Wandtafel hängen farbige Zettel. «Thailändisch», steht darauf geschrieben, «Suaheli» oder «Portugiesisch». Es sind Sprachen, welche die Kinder einer sechsten Klasse im Stadtbasler Schulhaus Thierstein zu Hause sprechen. Elf verschiedene seien es, sagt Lehrerin Nesrin Okumus. Schweizerdeutsch ist bei den 20 Schülerinnen und Schülern lediglich zweimal vertreten.

Im Englischunterricht steht ein Quiz an. Jedes Kind umschreibt ein Kleidungsstück, ohne es zu benennen. Etwas Wärmendes, das über dem Pullover getragen wird? «Jackett», notiert ein Mädchen. Dann gibt sie ihrem Banknachbar den Stift: «Schreib auf, was Jacke auf Albanisch heisst.» Gesagt, getan. Jetzt will der Bub von seiner Mitschülerin die tamilische Version hören. Er ist überrascht, dass diese fast gleich tönt wie die englische. Das gilt nicht für die Schrift, wie schnell deutlich wird, als das Mädchen zu Zeichen ansetzt, die wie Ornamente anmuten. Nach der Pause feiert Kevin Geburtstag. Er darf wählen, in welcher Sprache für ihn gesungen wird. Englisch soll es sein. Die Zugaben wünscht sich der Bub auf Albanisch und Türkisch. Mehrsprachigkeit ist in der Klasse von Nesrin Okumus eine soziale Realität, die zu vielen Gelegenheiten Eingang in den Unterricht findet. «Die Muttersprache ist für jedes Kind ein wichtiges Stück Identität, das auch in der Schule seinen Platz haben soll», findet Okumus. «Dafür ist viel Vorarbeit nötig, was respektvollen Umgang miteinander betrifft. Sagt ein Kind etwas in seiner Sprache und die anderen lachen, geht der Schuss nach hinten los.»

Geschichten als Anker in der Fremde

Dass ihre Herkunftssprache kein Hindernis, sondern eine Ressource ist, will Okumus nicht nur ihren Schülern, sondern auch deren Eltern vermitteln. Gemeinsam mit einer Kollegin betreut die Primarlehrerin an der Schule

Thierstein das Projekt Melifa (mehrsprachige literale Förderung für die ganze Familie), in dessen Entwicklung sie bereits als Studentin an der Pädagogischen Hochschule FHNW involviert war. Melifa setzt auf Family Literacy, ein Konzept zur Lese- und Schreibförderung, das Kindern und Eltern gemeinsame Erlebnisse rund um Bücher ermöglicht. Unter der Leitung von Katja Schnitzer und Trix Bürki, Dozentinnen für Deutschdidaktik an der FHNW und Expertinnen für Deutsch als Zweitsprache, startete Melifa 2014 als schweizweit erstes Pilotprojekt für Family-Literacy-Anlässe auf der Kindergarten- und Primarstufe. Die Schule Thierstein war während des zweijährigen Versuchs Projektpartner. Eltern besuchten Klassen, um Kindern Geschichten zu erzählen – und zwar in ihrer Muttersprache. «Geschichten sind ein kulturübergreifendes Phänomen, das verbindet», sagt Bürki.

Die Muttersprache als Lernressource

Warum sollte die Schule Sprachen, die nicht im Lehrplan stehen, Bedeutung schenken? Auf diese Frage hat die Forschung überzeugende Antworten. «Wir wissen, dass ein Kind gut ausgebaute Kenntnisse in seiner Erstsprache auf die Zweitsprache übertragen kann, vor allem im Schriftlichen», sagt Schnitzer. Je besser also ein Kind seine Muttersprache beherrscht, desto einfacher lernt es eine Zweitsprache wie Deutsch. Einen frühen Beleg hierfür lieferte 1976 die von der UNESCO mitfinanzierte Studie von Tove Skutnabb-Kangas und Pertti Toukoma. Die Wissenschaftler untersuchten während sechs Jahren die schulische Entwicklung von finnischen Migrantenkindern, die nach Schweden übersiedelt waren und dort die Schule besuchten. Die Studie zeigte, dass Kinder, die vor der Auswanderung nach Schweden in ihrem Heimatland während mindestens dreier Jahre die Schule besucht hatten, nicht nur in



«Muttersprache ist für jedes Kind ein wichtiges Stück Identität, das auch in der Schule seinen Platz haben soll»: Die Lehrerin Nesrin Okumus engagiert sich im Projekt Melifa.

ihrer Muttersprache Finnisch, sondern am Ende auch in Schwedisch bessere Leistungen erzielten als jene, die in Schweden eingeschult worden waren. Später erkannten weitere Forscher wie der Kanadier Jim Cummins, wie stark uns die Erstsprache beim Lernen einer Zweitsprache beeinflusst.

Kinder in ihrer literalen Entwicklung zu fördern, gehört seit je zum Hauptauftrag der Volksschule. Gemeinhin versteht man unter Literalität die Lese- und Schreibfähigkeit. Das greife zu kurz, sagt Deutschdidaktikerin Schnitzer: «Literalität bedeutet viel mehr als die Möglichkeit, sich schriftlich mitzuteilen. Es handelt sich um eine kulturelle und soziale Kommunikationspraxis.» Gleich sieht es Helmut Feilke, Professor für Deutschdidaktik an der Justus-Liebig-Universität Giessen. «Eine literale Gesellschaft erkennt man daran, dass sie ihr Wissen vor allem in Texten niederlegt und es aus Texten bezieht», schreibt er. «Literale Kompetenz umfasst entsprechend die sozialen, emotionalen, kognitiven und sprachlichen Fähigkeiten, die zur Kommunikation mit Texten benötigt werden. Ihr Erwerb verändert das Verhältnis der Menschen

zur Sprache, zu sich selbst und zur Gesellschaft.» Die Entwicklung dieser Fähigkeiten beginnt gemäss Feilke im frühen Kindesalter: «Im gemeinsamen Konstruieren von Geschichten, beim Betrachten von Bilderbüchern, beim Vorlesen oder auch beim Rollenspiel. Kinder spielen das Lesen und Schreiben, bevor sie lesen und schreiben können.»

Mit Familiengeschichten die Leselust wecken

«Auf diese Erfahrungen, die wir in unserer Erstsprache machen, bauen wir später auf», sagt Schnitzer. An sie müsse die Schule anknüpfen, damit ein Kind dieses Fundament nutzen könne. «Dazu gehört, bei Kindern mit Migrationsbiografie ihre mehrsprachliche Lebenswelt miteinzubeziehen», sagt Schnitzer. «Jedoch kommt Lese- und Schreibförderung an den meisten Schweizer Schulen einsprachig daher.» Entsprechend benachteiligt seien jene, die zu Hause keine offizielle Landessprache sprachen. «Dabei geht vergessen, dass diese Kinder zwei oder gar mehrere Sprachen sprechen, dass sie dadurch über Sprachlernstrategien und eine hohe Sprachauf-

merksamkeit verfügen», sagt Schnitzer. «Es stellt sich die Frage nach Programmen, die es ihnen ermöglichen, ihren Erfahrungsschatz für weiteres Lernen zu nutzen.» Eine Möglichkeit, ein Kind in seiner Erstsprache zu fördern, bietet der Unterricht in heimatlicher Sprache und Kultur (HSK). Da die Kurse freiwillig sind und die Freizeit der Kinder beanspruchen, nutzen sie längst nicht alle.

An diesem Punkt kommt Melifa ins Spiel. In der Familiensprache erzählte Geschichten seien ein wichtiges Instrument zur schriftsprachlichen Förderung, weiss Schnitzer. Sie würden zwar mündlich vermittelt, verfügten aber meist über einen konzeptuell schriftlichen Charakter. «Das heisst», sagt Schnitzer, «ihre Sprache unterscheidet sich von jener, die wir im direkten Umgang miteinander gebrauchen. Durch die Geborgenheit, die ein Kind beim Vorlesen empfindet, erlebt es Schriftlichkeit zudem als etwas Positives und wird später eher am Lesen interessiert sein.» Die Annahme, dass Eltern mit Migrationshintergrund mit ihren Kindern Deutsch sprechen sollten, ist widerlegt, hält sich aber hartnäckig. «Ich erlebe viele Eltern, die mit ihrem Kind gebrochenes Deutsch sprechen», sagt Karin Vaneck, Schulleiterin im Thierstein. «Von der Überzeugung, dem Nachwuchs damit einen Gefallen zu tun, sind sie fast nicht abzubringen.» Auch deshalb setzt Melifa auf die Eltern und bezieht sie in den Bildungsprozess ihrer Kinder aktiv mit ein – als Experten für ihre Familiensprache.

Vernetzung von Hochschule und Praxis

Die Grundlage für entsprechende Veranstaltungen bilden Materialkisten, welche Studierende der Pädagogischen Hochschule FHNW entwickelt haben. Darin befinden sich mehrsprachige Bücher für Kindergarten, Unter- und Mittelstufe sowie didaktische Vorschläge für deren Einsatz. In der Pilotphase von Melifa hatten die Studierenden Gelegenheit, das Material zuvor in Spielgruppen, Familien- und Flüchtlingszentren zu

testen. Es gab Familien-Cafés mit Bücherecke, mehrsprachige Märchenstunden, eine Müttergruppe, die mit den Kindern eine Geschichtensammlung gestaltete, wobei Frauen, die nicht schreiben konnten, sich mit Zeichnungen behelfen. «Es gab oft Unvorhergesehenes», sagt Primarlehrerin Okumus. «Das war herausfordernd, aber lehrreich.» Was auf dem Papier einfach klinge, gestalte sich in der Realität nicht immer so: «Eltern, die nicht lesen können, kannst du nicht einfach auffordern, eine Geschichte zu erzählen. Viele wissen nicht, worauf sie zurückgreifen sollten.» Die grösste Schwierigkeit liege bei Melifa darin, die Eltern ins Boot zu holen, weiss auch Schnitzer: «Jene, die mitmachen, haben meist einen bildungsnahen Hintergrund. Bei den anderen ist es schwierig. Viele wollen sich aus Unsicherheit nicht exponieren.»

Wo steht Melifa heute? «Die Materialkisten sind bereit», sagt Bürki, «jetzt geht es darum, sie unter die Lehrpersonen zu bringen.» Zudem habe man sich mit dem Projekt Bibliobus im Welschland vernetzt. Die Bibliothek auf Rädern hat zum Ziel, Familien zentrumsferner Gegenden mit Lesestoff zu versorgen. «Es böte sich an, dies mit mehrsprachigen Leseanimationen zu verbinden», sagt Bürki. Die Erfahrungen aus Melifa nutzen die Studierenden der Pädagogischen Hochschule FHNW auch für weiterführende Projekte wie SAMS (vgl. Box 3). «Wir wollen die Studierenden durch intensive Vernetzung von Hochschulunterricht und Praxis zur aktiven Auseinandersetzung mit der Theorie anregen», sagt Bürki, «und sie in ihrem Bewusstsein stärken, dass sie als künftige Lehrpersonen Schulentwicklungsprozesse mitgestalten können.»

Was haben Schweizer Kinder davon?

Auch im Schulhaus Thierstein lebt Melifa weiter, «wobei wir darauf achten müssen, dass die guten Vorsätze im Alltag nicht untergehen», wie Schulleiterin Karin Vaneck sagt. Deshalb habe man das Programm in die

«Kinder, die zwei oder gar mehrere Sprachen sprechen, verfügen über Sprachlernstrategien und eine hohe Sprachaufmerksamkeit. Es stellt sich die Frage nach Programmen, die es ihnen ermöglichen, ihren Erfahrungsschatz für weiteres Lernen zu nutzen.»

Katja Schnitzer, Dozentin an der PH FHNW

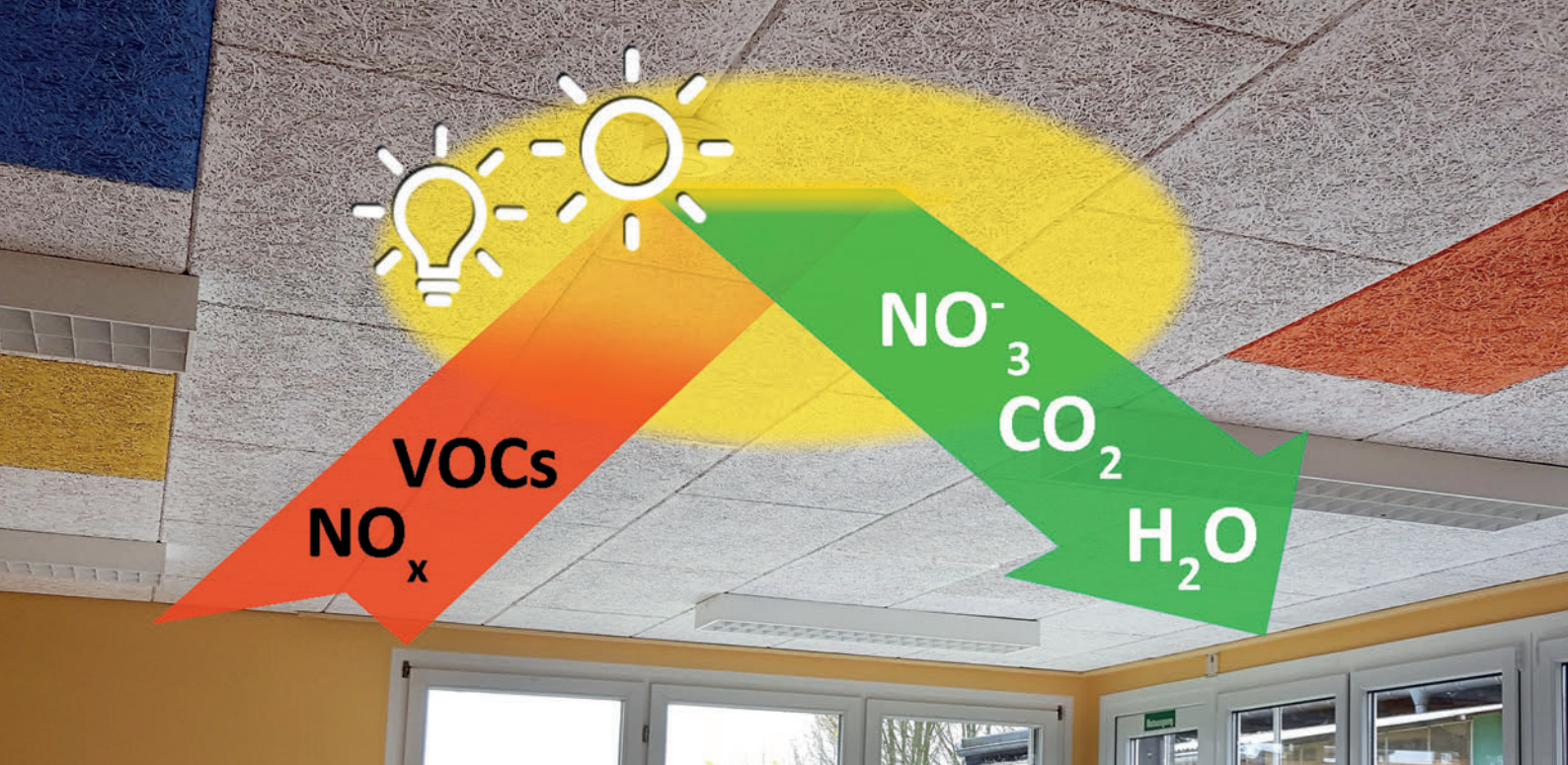
Jahresplanung integriert, so, dass mindestens einmal pro Jahr ein Family-Literacy-Anlass stattfindet. Das Interesse der Lehrpersonen am Thema sei gross. «Dank Melifa», sagt Vaneck, «haben sie auch geeignete Hilfsmittel zur Hand.» Für die sechste Klasse eigneten sich diese allerdings nur bedingt, sagt Lehrerin Okumus: «Jugendliche sind nicht so empfänglich für klassische Vorlesegeschichten, und viele wollen auch nicht, dass ihre Eltern in die Schule kommen.» An der Pädagogischen Hochschule FHNW arbeiteten Studierende daran, für Jugendliche geeignetere Inhalte zu entwickeln, sagt Schnitzer: «Wir planen einen Versuch mit mehrsprachigen Comics.» Lehrerin Okumus freut sich darauf, das Material mit ihrer Klasse zu testen. Derweil wirken ihre Sechstklässler mitunter bei Leseanimationen für die unteren Klassen mit, denen sie in ihrer Familiensprache vorlesen. «Wir machen das spielerisch», sagt Okumus. «Die Grossen verraten den Kleinen etwa Schlüsselwörter, die sie heraushören und dann aufspringen sollen.» Kritische Stimmen mögen sich fragen, was Schweizer Kinder davon haben, wenn sie sich mit den Herkunftssprachen ihrer ausländischen Mitschüler beschäftigen. «Vielfalt erweitert den Horizont und sollte in einem Land wie der Schweiz selbstverständlich sein», findet Schnitzer. Ausserdem steigere die Auseinandersetzung mit verschiedenen Sprachen die Sprachaufmerksamkeit, was sich positiv aufs Lernen auswirke. Wissenschaftliche Argumente wie dieses entkräften nicht bei allen die Befürchtung, dass die Lernkurve Schweizerdeutscher Muttersprachler einknickt, wenn sie in der Klassenminderheit sind. «Ich halte diese Sorge für unbegründet», sagt Lehrerin Okumus. Dass Kinder mit besonderem Unterstützungsbedarf – der längst nicht immer Sprachliches betreffe – im Klassenverband unterrichtet würden, sei heute der Regelfall. «Dafür werden wir geschult und mit Ressourcen ausgestattet», sagt Okumus. In ihrer Klasse sei die Heilpädagogin während sieben Lektionen pro Woche anwesend. «Solche Strukturen ermöglichen

uns, individueller auf Kinder einzugehen. Dazu gehört auch, jene mit Zusatzstoff zu versorgen, die schnell vorankommen – sei es die Schweizer Muttersprachlerin in Deutsch oder der türkische Zahlenkünstler in Mathe.»

Virginia Nolan ist freie Journalistin

WANDERAUSSTELLUNG ZUR SPRACHENVIELFALT — Wozu brauchen wir die Schrift? Welche Sprachen gehören zu mir? Wie klingen Sprachen im Vergleich? Diesen und weiteren Fragen gehen Kinder nach, wenn an ihrer Schule ein SAMS-Tag stattfindet. Im Mittelpunkt der Sprachenausstellung zur Mehrsprachigkeit in der Schweiz (SAMS) stehen verschiedene, auf Roll-up-Postern dokumentierte Praxismodule, die Lehrpersonen aufzeigen, wie sie die Sprachen ihrer Schülerinnen und Schüler gewinnbringend in den Unterricht integrieren können. Zu einem SAMS-Tag gehören ein Mitmachtheater rund um die Figur SAMS aus dem Kinderbuch «Eine Woche voller Samstage» von Paul Maar sowie Workshops und Kunstprojekte. Die an der Pädagogischen Hochschule FHNW entwickelte Ausstellung gastierte bereits an verschiedenen Schweizer Schulen und wird künftig durch das ganze Land wandern.

Mehr Informationen: www.fhnw.ch/ph/sams



Gesunde Raumluf

Ob in Bildungseinrichtungen, Büros oder zu Hause – wir halten uns die längste Zeit in geschlossenen Räumen auf. Um die Gesundheit zu schützen, kommt es besonders auf eine gute Luftqualität an. Wissen Sie, dass heute noch Möbel und verbaute Materialien Schadstoffe in die Raumluf absondern?

Die Lösung: PURE GENIUS™

Sonnenlicht, welches durch die Fensterscheiben auf die Zimmerdecke scheint – aber auch künstliches Licht von Lampen – aktiviert die luftreinigende Funktion der **Fibro-Kustik PURE GENIUS™** Platten. Dadurch werden Schadgase wie VOCs (z. B. Formaldehyd) und NO_x (z. B. Fahrzeugabgase) der Raumluf entzogen. Zudem können Gerüche (z. B. Zigarettenqualm oder Kochgerüche) gemindert werden. Auch das Risiko eines mikrobiellen Befalls wird deutlich reduziert. Das sorgt für eine gesündere Raumluf.

Innenraumluf um bis zu 85% sauberer

Level des Formaldehyds



40 PPB

gesundheitsschädliche Konzentration



32,5 PPB

gemessener Wert ohne PURE GENIUS™



5 PPB

mit Fibro-Kustik PURE GENIUS™ nach 30 Tagen

PPB = Parts per Billion (Teile pro Milliarde)

Fibrolith Dämmstoffe GmbH
An der L83 · D-56746 Kempenich
Tel. +49 26 55 95 92-0
www.fibrolith.de



Fibrolith®

Natürlich Holzwolle

SOPREMA
GROUP

«ES HAT SICH VIEL GETAN»

Silvia Hüsler gilt als Pionierin für interkulturelle Pädagogik. Seit 40 Jahren berät sie Lehrpersonen auf dem Gebiet und zeigt in ihren Kinderbüchern, wie die Erstsprachen von Schülerinnen und Schülern im Unterricht einen Platz finden.

Interview von Virginia Nolan

Vor über 40 Jahren haben Sie angefangen, Kinderverse aus aller Welt zu sammeln. Was hat Sie dazu bewogen?

SILVIA HÜSLER: Ich hatte in meinen jungen Jahren als Kindergärtnerin gemerkt, dass Verse eine besondere Faszination auf Kinder ausüben. Manche haben eine geradezu magische Wirkung. «Heile, heile, Segen» etwa, der Klassiker, wenn es darum geht, ein Kind zu trösten. Diese Art von Sprechgesang, irgendwo zwischen Lied und Vers, zu dem wir das Kind in den Armen wiegen – Sie finden ihn in allen Kulturen. Verse kommen überall auf der Welt ähnlich daher. Fingerreime zum Beispiel scheinen etwas Universales zu sein. Bei uns beginnt man sie mit dem Daumen, in anderen Ländern mit dem kleinen Finger.

Verse nehmen in Ihren Werken einen wichtigen Platz ein. Warum eignet sich diese Textform für die Schreib- und Leseförderung und zur Integration von Kindern mit Migrationshintergrund?

Kinderverse sind die erste Literatur, mit der kleine Kinder in Kontakt kommen, und das in fast allen Kulturen. Kinder werden mit Liedchen und Versen geschaukelt und gewiegt, später sind die Reime mehr zum Spass, zum Necken oder zum Auszählen beim Fangenspielen. Verse ermöglichen Kindern einen lustvollen Zugang zur Sprache, animieren sie durch Rhythmus und Wiederholungen, Reime und Wortspiele. Selbst kleine Kinder, die noch nicht sprechen können, haben Freude daran. Wird im Kindergarten oder in der Primarschule mit einem albanischen Kinderreim ausgezählt, so erleben die albanischsprachigen Kinder ihre Sprache als akzeptiert und dazugehörend. Oft helfen solche Reime, Brücken zu bauen zu den Eltern, die dadurch leichter Zugang zur Lehrperson finden.

Sie sind Expertin auf dem Gebiet der interkulturellen Pädagogik. Was hat Sie auf diesen Weg gebracht?

Anfang der 1980er-Jahre war ich in der Ausbildung von Kindergärtnerinnen tätig. Es war die Zeit, als die Schweiz Zugewanderten den Familiennachzug erleichterte und Schulen mit vielen Migrantenkindern

konfrontiert waren, die kein Deutsch sprachen. Das Thema beschäftigte junge Kindergärtnerinnen damals sehr. Einerseits ging es darum, den Kindern schnell Deutsch zu lehren, andererseits war es mir wichtig, dass diese Kinder nicht als Problemfälle taxiert wurden. So dachte ich mir Geschichten aus, die auch Kinder mit Migrationshintergrund ansprechen. In «Wer hilft dem Osterhasen» zum Beispiel fliegen Tauben rund um die Welt und rufen in allen Sprachen nach Hasen, die kommen, um dem verletzten Osterhasen zu helfen.

Ihre ersten mehrsprachigen Kinderbücher für Schule und Elternhaus erschienen in den frühen 1980er-Jahren. Wie war die Resonanz darauf?

Sehr gut – die Kollegen an den pädagogischen Seminaren hatten den Handlungsbedarf erkannt. Uns hatte man in der Ausbildung noch beigebracht, mit fremdsprachigen Kindern ausschliesslich Deutsch zu sprechen, weil sie es sonst nicht lernten. Heute weiss man, dass die Muttersprache zur Identität eines Menschen gehört und nicht missachtet werden darf. Und: Kinder, die ihre Muttersprache richtig beherrschen, lernen besser Deutsch. Die Schule hat allen Grund, ihre Herkunftssprache miteinzubeziehen.

Wie beurteilen Sie dabei das Engagement der Volksschule?

Vor 10, 20 Jahren traf ich immer wieder Lehrpersonen, die nicht wussten, welche Sprache ihre Schulkinder zu Hause sprechen. Heute heissen manche Schulen Besucher bereits am Eingang in allen Sprachen der Kinder willkommen, und in vielen Kindergärten lernen Kinder, in der Herkunftssprache ihrer Mitschüler auf zehn zu zählen oder Lieder zu singen. Ich finde das ein starkes Zeichen, weil es signalisiert: Ihr gehört zu uns.



SILVIA HÜSLER war Kindergärtnerin und wirkte später als Fachdidaktiklehrerin am Seminar für Lehrkräfte in Brugg. Seit 1984 ist sie freischaffende Fachfrau für interkulturelle Pädagogik. Sie wirkt in der Aus- und Fortbildung von Pädagogen und schreibt und illustriert mehrsprachige Kinder-, Vers- und Liederbücher. Informationen: www.silviahuesler.ch
